

Zeitschrift: Dissonanz : die neue schweizerische Musikzeitschrift = Dissonance : la nouvelle revue musicale suisse

Band: - (1996)

Heft: 48

Rubrik: Discussion = Diskussion

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den, dennoch differenzierten, auf Regieanweisungen von Bob Ostertag beruhenden Interventionen seiner drei Mitmusiker.

Der Rest des Programms blieb eher im Bereich der erwähnten Beliebigkeit (Peter Kowald – Global Village, Jim O'Rourke & Günter Müller) oder sprengte kaum den erwarteten Rahmen (Solokonzert von Marilyn Crispell). Trotzdem gab es auch hier Reizvolles. Jedenfalls kann man sagen, dass es sich bei *Taktlos '96* um ein Festival im Zeichen der Konsolidierung gehandelt hat.

Peter Dürsteler

Discussion Diskussion

Schaffen wir Räume mit der FACKEL im OHR

Ein Plädoyer für die Differenziertheit

Nun soll sie also eröffnet werden, die Kultur-Diskussion in der *Dissonanz*, ausgehend von Toni Haefelis «Kultur und Profit» und Christoph Kellers «Die ökonomistische Argumentation – ein Bumerang für Kulturschaffende» (siehe Nr. 47, S. 20ff.). Kultur-Diskussionen sind im Moment sehr *en vogue*. In unserer Gilde, die sich der zeitgenössischen Musik verpflichtet fühlt, wird sie ebenfalls geführt, zaghaft zwar, vorab im kleinen Kreis.

Dabei feiern Simplifizierungen, Feindbilder, Polarisierung und Informationsdefizite, Kosten-/Nutzendanken, verzerrte Bilder, Falschbehauptungen Urständ. Vieles davon findet sich in Toni Haefelis Artikel wieder, wenn auch Zitate aus Statistiken und Studien, Gedanken zum Kultursponsoring, Erlebniswelten etc. durchaus ihre Richtigkeit haben. Aber sie zu verknüpfen im Mix von Zerrbildern, falschen Vergleichen und Behauptungen¹ ergibt eine Gedankenkette, die in eine mit «Alternative» überschriebene Schlussfolgerung mündet; absurd und mehr als eine intellektuelle Fehlleistung.

Domaine public – Gemeinnutz

- Wieviel Staat oder wie wenig?
- Wieviel öffentlicher Besitz – wieviel Privatbesitz (z.B. in bezug auf Bauland)?
- Welche staatlichen Auflagen werden dem Privatbesitz unterstellt – welche nicht?
- Welche Aufgaben werden vom Staat übernommen und welche der freien Marktwirtschaft überlassen?

Dies alles sind letztlich staatspolitische Entscheidungen, in denen sich die Zugehörigkeiten bekämpfen, raufen, sich finden oder einigen.

In meinem kulturpolitischen Verständnis gehört die Kultur zur *domaine public* und ich habe gesehen, was die da-

zugehörige politische Haltung in anderen Ländern bewirken kann. In der Schweiz fehlt die Diskussion der *domaine public*-Kultur vorab in politischen Kreisen, und dies ist der Grund, weshalb die Schweizer Kulturpolitik als definiertes Instrument hierzulande nicht existiert.

Wie viele Gefängnisbauten oder Therapieplätze muss eine Figur von Alberto Giacometti einsparen helfen? Keine – aber sie musste geschaffen werden, braucht einen Raum und *muss* öffentlich zugänglich sein. Wer andauernd sozio-kulturelle Wirkungen unseres Kulturlebens mit Ansprüchen an das Kunstwerk, dem Werk an sich, vermischt und damit politisch und ökonomisch argumentiert, betreibt soziale Bambi-Romantik.

Ein Ensemble, das die Verantwortung für die Uraufführung eines Werkes übernommen hat, betreibt keine kulturelle Gassenarbeit, es ist ausschliesslich dem Werk verpflichtet. Lange nicht jede Komposition wurde mit dem Hintergrund eines Auftrages und der dazugehörigen Uraufführung geschaffen. Aber irgendwann, vielleicht erst bei der Nachlassregelung, sollte dafür gesorgt werden, dass dieses Werk öffentlich zugänglich wird.

Die Schaltstelle der Diskussion «Kunst und Öffentlichkeit» ist die *domaine public*, und diese ist heute in hohem Masse gefährdet. Verfechter und Verfechterinnen einer liberalen Kulturpolitik werden somit mitarbeiten an den notwendigen politischen Instrumenten, werden den Dialog suchen mit Behörden und Politik, werden uneigennützig Stifter und Mäzene finden, die bereit sind, Privatbesitz in die *domaine public* zu investieren.

Kultur und politische Spielregeln

Auch der zweite Anlauf hat uns das dringend notwendige Kulturgesetz nicht gebracht, wir haben es selbst vermasselt; für *dieses* Land, *diese* *classe politique*, *diese* müde Kann-Formulierung wollten wir uns nicht bewegen. Eine Handvoll Kleber und Karten «Pro Kultur», einige Diskussionsrunden im engen Kreis ersetzen den Gang in Quartiere und Gemeinden nicht – Alexander Pereira hat es bewiesen. Nun wird uns die Quittung präsentiert, und wir bezahlen dafür, und dies nicht zu knapp.

In unserem föderalistischen System liegt die Kulturhoheit bei den Kantonen. Auch hier wurden vielerorts die Chancen vertan, sich für die notwendigen politischen Instrumente einzusetzen. Der Kanton Aargau hat vor Jahrzehnten sein liberales Kulturgesetz mit einem Spitzenresultat durch die Abstimmung gebracht. Kluge Menschen waren damals am Werk u.a. der Hero-Fabrikant Dr. Markus Roth, erster Kuratoriumspräsident in zwölfjähriger Amtszeit. Steht der Kanton Aargau nun an der Spitze der kantonalen Kulturausgaben? – Nein. Ist das kulturelle Leben hier nun weniger provinziell, qualitativ besser als anderswo? – Kaum. Aber Räume können nicht einfach durch ei-

nen Federstrich geschlossen werden, Minderheiten sind geschützter und neue Projekte sind möglich, z.B. das Kulturaustauschprojekt mit Weissrussland.

Zugegeben, der Spielraum für neue politische Instrumente ist sehr eng geworden. Dennoch gibt es Möglichkeiten, die unsere momentane Situation korrigieren könnten. Der Schweizer Musikrat setzt sich ein für eine reduzierte Mehrwertsteuer in Kultur, vereinigt seine ihm angeschlossenen pädagogischen Verbände und will in der geplanten Bundesgesetzes-Reform Musik mit dem Sport gleichsetzen. Dies ergibt sehr viel Sinn. Wir sollten uns an der neuen Aufgabenverteilung zwischen Bund und Kantonen, die von Bundesrat Villiger geplant wird, beteiligen, denn sind wir da nicht wachsam, könnte es ein böses Erwachen geben!

Ansprechpartner dafür sind im Anliegen der *domaine public*-Kultur nicht nur die Erziehungsdepartemente, sondern viel wichtiger die Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren.

Kultur und Geld

Der Artikel «Kultur und Profit» suggeriert mir, dass alles, was nicht am Tropf öffentlicher Subventionen hängt, NICHT-Kultur sei. Jede kulturelle Veranstaltung, nicht nur seit kurzer Zeit, setzt sich zusammen aus der un- oder schlecht bezahlten Eigenleistung der Personen, die dieses Projekt realisieren wollen, aus Subventionen der öffentlichen Hand und aus Beiträgen Privater. (Eine Kulturveranstaltung, die ausschliesslich von öffentlichen Subventionen lebt, ist die Ausnahme und nicht die Regel.) Die kleine Konzertreihe im Dorf funktioniert so wie die grossen Kulturstätten. Alles NICHT-Kultur?

Der Gstaader Musik-Sommer, angelegt auf Publicity, Wirksamkeit und grosses Publikum und fast ausschliesslich bezahlt durch Sponsoring-Gelder, zählt vermutlich zu Haefelis zitiertem «Erlebnis-Markt». Da werden aber auch Synergien geschickt genutzt. Tennis Open hilft dem Festzelt mit seinen 08/15-Konzerten – diese helfen Ciné-Music, Ländlermusik-Festival und den kleinen Kammermusik-Konzerten mit Musica rara und hin und wieder auch zeitgenössischer Musik in den Kirchen von Saanen, Rougemont und Gsteig. Öffentliche Mittel können nur knapp eingesetzt werden, knallharte Rechner sind am Werk, – daneben aber auch eine ganze Talschaft. Liegen die Beweggründe dieser Talschaft nun ausschliesslich im materiellen Bereich? Sind die Berner Oberländer nur dem Kosten-Nutzen-Denken verpflichtet, weil sie hauptsächlich vom Tourismus abhängig sind? Nein, denn da hat ein musikbegeisterter Pfarrer vor Jahrzehnten sich die Tradition des «Obesitzes», bei dem nicht nur geplaudert, sondern gesungen wurde, zunutze gemacht. Er schuf einen neuen Raum, öffnete die Kirche in Saanen und holte sich Hermann Scherchen. Heute noch sind unter dem Publikum der Kammermusik-Konzerte Menschen zu finden, die

unter Scherchen gesungen haben, die in den Dorfgassen Béla Bartók und Arthur Honegger begegnet sind. Auf dieser Tradition konnte Yehudi Menuhin sein langjähriges Festival aufbauen, das nun zu einem gigantischen Musik-Sommer umfunktioniert wurde. NICHT-Kultur? – AUCH-Kultur und dazu die grosse unternehmerische Leistung einer Tal-schaft.

«... es gilt zu bedenken, dass die Zusammenarbeit von Volkswirtschaft und Kultur immer eine Gratwanderung zwischen Brauchen und Missbrauchen ist»...² Wir können somit gespannt sein, wie Menuhins designierter Nachfolger, der Geiger Gidon Kremer, mit dieser delikaten Aufgabe umgehen wird.

Kultur, Politik und Wirtschaft sind voneinander abhängig. Deshalb sind neue Modelle und Formen der Zusammenarbeit unerlässlich, «... nur das Miteinander von öffentlicher Hand, uneigennütigen Stiftungen und Sponsoren kann langfristig zu befriedigenden Lösungen in der Kultur führen...»³ Und zur Lobbyarbeit des BAK (Bundesamt für Kultur), David Streiff: «... die Diskussion mit Kulturschaffenden soll zur Lösung anstehender Probleme beitragen helfen.»⁴

Die Gedanken Christoph Kellers zur ökonomistischen Argumentation sind richtig. Dennoch sollten wir misstrauisch und wachsam gleichermassen sein, Zusammenhänge erkennen, auch wenn für Einzelpersonen direkt kaum Einflussmöglichkeiten vorhanden sind. Wir haben begriffen, dass Kunstschaftende oft das letzte Glied einer Kette darstellen.

Zum Beispiel: Der Komponist Klaus Huber wird durch den Ricordi-Verlag vertreten, dieser wurde vor kurzer Zeit durch den Verlagsmulti Bertelsmann übernommen – der deutsche Medienkonzern Bertelsmann und das französische Pay-TV-Unternehmen Canal+ planen zusammen mit dem australischen Medientycoon Robert Murdoch⁵ den Generalangriff auf die Einführung des digitalen Fernsehens noch in diesem Jahr, vorerst in Deutschland. Klaus Huber, der Verfechter des «domaine public payant», erwacht also eines Morgens in der toskanischen Märzsonne und sieht sich in der Nähe einer illustren Gesellschaft, die beabsichtigt, die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten ARD und ZDF auszuschalten.

Oder: Wenn die Musikhochschule Zürich infolge Subventionskürzungen die daraus resultierenden finanziellen Einbussen mit drastischen Schulgelderhöhungen kompensieren muss, so wird das Kapitel im berühmten Weissbuch der Herren de Pury & Co. mit dem Ruf nach grösseren Eigenleistungen der Studierenden Realität.

Dreht sich diese Schraube weiter, so wird sich an der Zürcher Musikhochschule bald nur noch eine PKZ(Papa kann zahlen)-Studentenschaft einfinden können. Die Schulleitung wird machtlos zusehen müssen, wie das Rad zielstrebig zurückgedreht wird bis zum Punkt, an welchem vor Jahrzeh-

ten der SMPV gegründet wurde... Erste Kette Wirtschaftsmacht, zweite Kette Staats[ohn]macht.

Kultur zum Zwecke von...

Toni Haefeli plädiert für das Entweder-Oder⁶: «Entweder engagiert der Staat sich im wesentlichen [...] allein für die Kulturförderung [...] oder er zieht sich wie in den USA ganz von dieser zurück und überlässt sie dem freien Markt [...]» Der Autor von «Kultur und Profit» weiss aber sehr genau, dass staatliche Kultursubventionen in den nächsten Jahren wohl kaum aufgestockt werden; so will er zur Strafe die Kultur der freien Marktwirtschaft übergeben, oder in seiner Lesart ausgedrückt: Er plädiert dafür, dass unser kulturelles Leben vor die Hunde gehen soll.

Kultur ist aber keine Ware, die sich zum Zwecke von ... irgendwohin verschieben lässt. Kunstschaftende sind keine Objekte, die wie Marionetten an den Fäden einer Manipulationsmasse hängen.

Ein Volk, eine Gesellschaft verliert seine Kultur nicht wie ein Portemonnaie, im Gegenteil: In schwierigen Zeiten werden kulturelle Werte wieder wichtig, die Gegenwart in der Fülle des Angebotes zeigt es auf, die Vergangenheit lehrt es uns. «Kultur zum Zwecke von...» – kommen uns diese Töne nicht bekannt vor? Und sträuben sich uns dabei nicht die Nackenhaare?

Ich möchte Toni Haefeli, gerade ihm, keineswegs unterstellen, er hätte die Geschichte vergessen. Dennoch, oder gerade deshalb, der Warnruf aus dem Pferdesport: Surveilliez vos allures!

Kultur und Ideale

Was bewegte das Orchester in Sarajevo vor der zerbombten Fassade der Nationalbibliothek im Freien, so lange es irgendwie ging, seine täglichen Proben abzuhalten? Welche Kraft, welche Absicht liess Menschen am selben Ort unter Lebensgefahr in ein ungeheiztes Kino wandern, um sich, schlotternd vor Kälte, Filme anzusehen, die (notabene mit Unterstützung der Pro Helvetia!) abgespielt werden konnten. Was bringt den amerikanischen Meistergeiger zum Entschluss, auf der dicht besetzten Hilton-Terrasse in Tel Aviv, in Erwartung anschwirrender Skud-Raketen, schutz- und wehrlos, Solosuiten von Bach zu spielen?

Welcher Motor bewegt uns, dauernd in Projektgruppen, diversen Vorständen und Institutionen mitzutun, weshalb opfern wir Zeit (die wir so dringend für die eigene künstlerische Arbeit einsetzen sollten), damit Räume erhalten bleiben, in denen z.B. zeitgenössische Musik gespielt werden kann? Die Antwort ist sehr einfach, und sie mag in den Ohren einiger Leser und Leserinnen banal klingen: Wir lieben die Musik! Wir üben sie aus mit Leidenschaft und Obsession; unser Credo ist die Création, der Wert an sich.

Niemand, und keine noch so prekäre Situation, kann mir diese Liebe zerstören; und ich lasse es nicht zu, dass ich

auf dem Schachbrett eines abgestandenen Klassenkampfes als Manipulationsobjekt herumgeschoben werde. Ich werde immer wieder (neue) Partner suchen, den Dialog pflegen, dabei Kulturzerstörer und Ignoranten stehen lassen. Ich werde weiterhin wahlverwandte Seelen finden, die mit mir in ein neues Abenteuer einsteigen; dabei werde ich auch in Zukunft hin und wieder auf die Nase fallen, lasse mich dafür beschimpfen und würdelos behandeln, lerne aber dabei, dass Ungeduld ein schlechter Ratgeber sein kann und gesteckte Ziele gerade heutzutage mehr Luft und Zeit brauchen, «... denn meine Welt ist der Tempel und nicht der Bazar...»⁷

Naturschutzkreise plädieren dafür, dass für jeden gefällten Baum flugs zwei junge Bäume gepflanzt werden sollen. Kopieren wir diese Haltung. Schaffen wir (neue) Räume mit der FACKEL im OHR⁸, nicht morgen oder übermorgen, sondern heute und jetzt.

Emmy Henz-Diémand

1 z. B. Luzern: Der 100 Millionen-Bau des neuen Konzerthauses soll nur einen Monat für die IMF genutzt werden! Der Kulturbeauftragte der Stadt Luzern, Dr. Huggenberger, bezeichnet diese Behauptung als Blödsinn, abgesehen davon, dass sich keine Stadt oder kein Kanton einen solchen volkswirtschaftlichen Unsinn leisten kann. Eine Trägerschaft arbeitet dafür erforderliche Konzepte aus. Die Räume sollen nutzbar gemacht werden für IMF, Osterfestspiele, die drei Oratorienchöre, die Ausbildungsstätten, die zahlreichen Gruppen in allen Sparten der Musik. Einen Drittel der Nutzungskosten übernimmt die Stadt Luzern.

2 Rolf Keller, stellvertretender Direktor der Pro Helvetia am 1. Kulturforum Schweiz, veranstaltet von der Zollinger & Partner AG, Public Relations- und Marketing-Beratung, Au/ZH, im Kunsthaus Zürich.

3 dito

4 David Streiff, ebenda

5 Murdoch hat in Europa angelegt (Tages-Anzeiger, 9./10. März 1996)

6 Die USA haben sich nicht aus der Kulturförderung zurückgezogen, sondern diese wurde nie zur Staatspflicht erklärt. Aus diesem Grund sind die Staaten das Ursprungsland des Sponsoring und ist die Privatwirtschaft in hohem Umfang in Bildung und Kultur eingebunden.

7 Festrede Vielfalt oder Einfalt – die kulturelle Zukunft Europas von Dr. Erhard Busek, gehalten am Kulturprojekt der Passages Européens zum 85. Geburtstag von Rolf Liebermann, 11. November 1995, Alte Kirche Boswil.

8 Elias Canetti: «Die Fackel im Ohr», München/Wien, 1980

Zu Emmy Henz-Diémands Diskussionsbeitrag

Ich zweifle stark daran, dass Emmy Henz-Diémand meinen Artikel wirklich gelesen hat, sonst käme sie nicht auf die absurde Behauptung, ich wolle «zur Strafe die Kultur der freien Marktwirtschaft übergeben» und plädiere dafür, «dass unser kulturelles Leben vor die Hunde gehen soll». Wenn sie nicht lesen kann, dann sollte sie von mir wenigstens noch so viel wissen, dass ich einen solchen Unsinn nicht vertrete.

Tatsächlich aber schrieb ich bei meiner ironisch zugespitzten Alternative: «[...] wäre mit dem Rückzug des Staates die Vernichtung kultureller Eigenständigkeit und künstlerischer Freiräume vorprogrammiert. Kulturelle Bedürfnisse von Minderheiten blieben künftig ungestillt [...] *Selbstverständlich bin ich für das Entweder, für staatliche Kulturförderung*», und damit gegen parasitäres Kultursponsoring, das eh nur das Oberflächliche und Stromlinienförmige fördert. Alles, was sie im Abschnitt «Kultur zum Zwecke von...» oder zur Zürcher Musikhochschule schreibt, sind deshalb auch meine Befürchtungen!

Leider hat Christoph Keller meinen Untertitel «Kultursponsoring in der Schweiz» weggelassen, der von Anfang an gezeigt hätte, dass es mir bei meinen Überlegungen vorab um eine Problematisierung des um sich greifenden kommerziellen Sponsorings ging. Mit meinen ökonomischen Überlegungen wollte ich nicht selbstzweckhaft «ökonomistisch pro Kultur» argumentieren und ebensowenig telquel den staatlichen Aufwand für Kultur wegen der Klinikplätze u.ä. rechtfertigen, die sie der Gesellschaft erspare (ganz abgesehen davon, dass ich hier zitierte...), sondern nur zeigen, wie vielfältig und schamlos «die» Wirtschaft von «der» Kultur und dem Sponsoring profitiert. Ziel war dabei Aufklärung über und Warnung vor Sponsoring. Mir geht es also wie Keller um die Förderung des Unrentablen, des Neuen, des Unangepassten, des Inkommensurablen und des Einspruchs der Kunst.

Ob es Henz-Diémand auch darum geht, weiss ich allerdings nach ihrem Diskussionsbeitrag nicht mehr, in dem sie den neuen Konzertsaal von Luzern und implizit auch die Osterfestspiele und die IMF verteidigt (meine Behauptung von der nur einmonatigen Nutzung war natürlich eine kleine polemische Übertreibung) und etwas verwirrend den Gstaader Musik-Sommer preist (oder doch nicht? – ich komme da nicht ganz draus). Ich weiss es auch nicht, wenn ich an ihre Lobbyarbeit für Rolf Liebermann denke... In ihrem Rundumschlag, der über weite Strecken mit meinen Gedanken absolut nichts zu tun hat, behauptet sie zudem, mein Artikel bzw. ich suggeriere, «dass alles, was nicht am Tropf öffentlicher Subventionen hängt, NICHT-Kultur sei». Da hat sie wieder nicht genau hingeguckt, schrieb ich doch das pure Gegenteil: «Die Ausgaben der Mäzene und der KulturkonsumentInnen selber sind in der hier zitierten Statistik ebensowenig erfasst wie die unentgeltlichen bzw. nicht-monetären (Sach-)Leistungen zugunsten der Kultur.» Mit einer anderen Stelle zusammen wird dadurch gleichzeitig klar, dass ich das – auch nicht ganz unproblematische – Mäzenatentum vom Kultursponsoring unterscheidet. Endlich spreche ich nirgends von «NICHT-Kultur», sondern bezeichne im Gegenteil die staatliche Kulturförderung als eng und ungerecht.

So what? Emmy Henz-Diémand zitiert Canetti; ich will ihr da nicht nachstehen: «In der Zeitung steht alles. Man muss sie nur mit genug Hass lesen.»

Toni Haefeli

Der durchbrochene Satz in Schönbergs Lied op. 14,1

Bemerkungen zum Artikel von Christian Hauer in Dissonanz Nr. 47 (Februar 1996, S. 4ff.)

In Christian Hauer's Schönberg-Analyse missfällt mir die für die gesamte Wiener Schule atypische Betrachtungsweise von Motiven als voneinander isolierten Gebilden. («Chacun de ces motifs forme un tout insécable et autonome»).

Zwar wirken die Akkorde des ersten Taktes etwas sphinxhaft, aber der fallende Halbton findet seine Antwort unverzüglich im steigenden des Basses, der mit beredtem Portamento den Zielton Fis anpeilt, zu dem auch die Oberstimme unterwegs ist: Sie imitiert im Doppeloktavabstand den Bass, wird dabei von diesem gar ausgeterzt, wobei er steigend in die None überschlägt. Danach löst sie im dritten Takt die seit dem ersten erwartete kleine Sekunde g'-fis' ein. Nun wird der Akkordton a aktiviert (in Terzen und Sexten zur Singstimme!) und imitiert gleichsam als Bratsche das vorangegangene Cello. Schönberg komponiert nämlich selbst in diesem Lied noch an seinem Zweiten Streichquartett: durchbrochenen Satz in höchster Vollendung.

Die Motive sollen nicht entwickelt, bloss variiert sein? Entwicklung entsteht bei Schönberg wohl stets durch Variation, freilich nicht «un peu», einfach damit's nicht immer gleich ist, sondern gezielt nach den Anforderungen des musikalischen Ablaufs. Und die melodischen Bögen wachsen so vor allem im zweiten Teil zu beachtlichen Ausmassen.

«... les trois lignes sonores évoluent indépendamment les unes des autres». Ich habe lange gerätselt, was der Autor wohl unter «trois lignes» verstehe. Den schrecklichen Verdacht, er könnte vielleicht bloss die drei Notensysteme, also die Singstimme und die beiden Pianistenhände meinen, möchte ich lieber gleich verschweigen. Aber was auch immer hier als «ligne» gemeint ist: nichts geschieht «indépendamment».

Bei all diesen Einwänden sei weder der Begriff des «motivisme intégral» in Frage gestellt noch die Tatsache, dass op. 14,1 eine nicht nur für Schönberg in vieler Hinsicht ganz neue Musik ist. Dazu gehört gewiss auch der paradoxe Schluss, in dem die «Tonika» so fremd klingt. Es liegt einerseits daran, dass in dieser über weite Strecken immer noch «nach-tristanesken» Harmonik der perspektivische Fluchtpunkt eben nicht Tonika, sondern Dominante heisst – der dritt- und zweitletzte Takt gestaltet sie breit aus –, andererseits aber auch dar-

an, dass am Ende nun plötzlich die Leittonbande gekappt werden: gis'-fis' und a-h. Der Leim zwischen den beiden Akkorden ist weg. Von hier wäre ein kleiner Schritt zu Debussy, aber für Schönberg war es nur eine Pointe. Er hat einen anderen Weg gewählt.

Das Lied ist übrigens nicht erst 1920, sondern bereits 1911 im zweiten Novemberheft des PAN publiziert worden. Diese Halbmonatsschrift für Literatur und Theater wurde vom Kunsthändler Paul Cassirer herausgegeben, der zusammen mit seiner Frau, der Schauspielerin Tilla Durieux, einen Mittelpunkt im damaligen modernen Berlin bildete. Im selben Heft steht auch der Erstdruck von Robert Walsers Prosastück «Essen» («Kalbsfricandeau ist etwas Furchtbares. Bœuf à la mode ist schrecklich. Käse zu Tee ist herrlich. Es gibt Leute, die gern Bratkartoffeln mit Käse zusammen essen»). Es ist anzunehmen, dass Schönberg, der im Spätsommer 1911 nach Berlin übersiedelt war, sein erstes George-Lied gleichsam als Visitenkarte auswählte, um sich in die avantgardistische Berliner Gesellschaft einzuführen – «... öffentliche Einsamkeit der Neuen Musik...»?

Roland Moser

Unnötige Geldverschwendung?

Zur Auseinandersetzung über die Schoeck-Gesamtausgabe

Mein Bericht über die Präsentation der Schoeck-Gesamtausgabe (siehe Nr. 47, S. 33f.) hat viele und lebhaftere Reaktionen ausgelöst. Mündlich geäußerte Zustimmung kontrastierte dabei eklatant mit den Briefen, die aus dem Kreis der Schoeck-Gesellschaft eintrafen und von denen wir zwei mit Zustimmung der Verfasser abdrucken. Eine Auseinandersetzung mit den vorgebrachten Argumenten enthalten diese Briefe freilich nicht, stattdessen viel Empörungsrhetorik und den offenen Versuch, die Redaktion dieser Zeitschrift beim Herausgeberverein und der Pro Helvetia zu diskreditieren – ein Versuch, der glücklicherweise erfolglos geblieben ist. Die Verfasser scheinen zu glauben, man könne mit unbotmässigen Schreibern so umspringen wie zu Philipp Etters Zeiten und bestätigen damit jene Autoritätsgläubigkeit der Schoeck-Gemeinde, die im Artikel mit einem Zitat aus Chris Waltons Biographie glossiert wurde. Gegen solche Haltungen ist mit Argumenten nicht anzukommen, ausser allenfalls mit solchen, die sich ebenfalls auf Autoritäten berufen. So wäre darauf hinzuweisen, dass meine «überhebliche Besserwisserei» sich in den Schlussfolgerungen deckt mit den Expertisen namhafter Musikwissenschaftler von internationaler Reputation, die vom Stiftungsrat der Czeslaw-Marek-Stiftung zur Abklärung der Förderungswürdigkeit der Schoeck-GA in Auftrag gegeben wurden. Diese Experten kamen einstimmig zum Schluss, dass nicht die

Dr. med. ROLF DIETHELM-THENISCH
Spezialarzt FMH für Chirurgie
Telefon 044 - 0 61
Postcheckkonto 60 - 174 62 - 8

6460 Altdorf
Gothardstrasse 16
30.3.96

Herrn Martin Derungs,
Präsident des Schweizerischen Tonkünstlervereins
Bäckerstrasse 54
8004 Zürich

Zeitschrift "Dissonanz", Nr. 47 vom Februar 1996.

Sehr geehrter Herr Derungs,

von einem mit mir befreundeten Musiker erhalte ich die letzte Ausgabe der Zeitschrift "Dissonanz". Ich werde aufmerksam gemacht auf den Artikel "Cui bono?" auf Seite 33. Darin berichtet der (gemäss Impressum für diese Ausgabe verantwortliche) Redaktor über die Präsentation des ersten Bandes der Gesamtausgabe der Werke von Othmar Schoeck. Als Herausgeber dieser Musik-Zeitschrift, die mir bis jetzt nicht bekannt war, zeichnet der Schweizerische Tonkünstlerverein; die Zeitschrift wird offenbar auch durch die Stiftung Pro Helvetia unterstützt.

Ich bin über diesen Artikel "Cui bono?" entsetzt. In dieser Berichterstattung wird die Arbeit für eine Gesamtausgabe von Schoecks Werken mehr oder weniger als unnötige Geldverschwendung bezeichnet. Dem Verfasser ist anscheinend nicht bekannt, dass die Othmar Schoeck Gesellschaft (die bald nach dem Tod Schoeck's gegründet und während Jahren von Bundesrat Philipp Etter präsiert worden ist) sich seit Jahren mit der Arbeit an einer "kritischen Gesamtausgabe" der Werke Schoecks beschäftigt, dies vor allem auf diesbezügliche Wünsche und Begehren von aktiven Musikern. Dem Berichterstatter ist offenbar auch nicht bekannt, dass dies nicht einem einfachen "Nachdruck" entspricht, sondern eine riesige Arbeit bedeutet.

Ausserordentlich peinlich sind die Bemerkungen des Verfassers über zwei Persönlichkeiten, diese Ausführungen imponieren als beleidigende Pamphlete. Der von der Othmar Schoeck Gesellschaft beauftragte Herausgeber der Gesamtausgabe, Prof. Dr. Max Lütolf, wird in einer derartigen Form angeprangert, dass jemand, der nur einigermaßen über Hr. Prof. Lütolf informiert ist, ernstliche Zweifel an der Seriosität des Berichterstatters (aber auch des Herausgebers der Zeitschrift!) bekommen muss. Zusätzlich wird auch der neu als Präsident der Othmar Schoeck Gesellschaft gewählte Jean-Jacques Rapin, Direktor des Konservatoriums Lausanne, in geradezu unflätiger Weise beleidigt.

Ich glaube nicht, dass eine solche "Berichterstattung", kombiniert mit einer unsachlichen, gezielt destruktiven Kritik im Sinne des Schweizerischen Tonkünstlervereins sein kann. Im übrigen widersprechen solche destruktiven Aussagen wie auch Anprangerungen von führenden, verdienstvollen und anerkannten Wissenschafters auch voll dem Zweck und Sinn der Stiftung Pro Helvetia. Ich behalte mir vor, (auch auf politischem Weg) bei der Stiftung Pro Helvetia vorstellig zu werden, damit die weitere Unterstützung einer solchen Zeitschrift ernsthaft überprüft wird.

Mit freundlichen Grüßen.

Dr. Rolf Diethelm.

GA als solche, sondern allenfalls Einzelbände zu unterstützen wären, aber nur wenn es sich dabei um Unpubliziertes und zugleich Publikationswürdiges, oder um sehr fehlerhaft Vorliegendes, oder dann um nicht erhältliche Opernpartituren (im Sinne von Studienpartituren) handelt. Da in einem der Briefe das GA-Projekt «vor allem auf Wünsche und Begehren von aktiven Musikern» zurückgeführt wird, ohne dass diese namentlich genannt würden, darf ich vielleicht auch auf meine eigene pianistische Beschäftigung mit dem Oeuvre Schoecks hinweisen, die u.a. auf zwei CDs der von Jecklin herausgegebenen Gesamtaufnahme der Lieder dokumentiert ist. Nach meiner Erfahrung sind im Falle Schoecks die vorhandenen Ausgaben durchaus genügend, enthalten kaum Widersprüchliches oder Zweifelhafte und nur wenige offensichtliche Fehler. Während man bei anderen Komponisten, etwa Schumann, mit Ungeduld auf die kritische Gesamtausgabe wartet, wäre man bei Schoeck zufrieden, die guten Erstausgaben wieder in den Regalen der Notenhändler zu finden. Wie der Chirurg, der Mutter Helvetia zu einer Dissonanz-Amputation riet, zur Unterstellung kommt, ich wüsste einen solchen Nachdruck nicht von einer kritischen Gesamtausgabe zu unterscheiden, und mir sei nicht bekannt, dass letztere eine riesige Arbeit bedeute, ist mir allerdings schleierhaft: Ich hatte ja gerade geschrieben, für Arbeit sei gesorgt – nur den Sinn und Zweck derselben hatte ich in Frage gestellt.

Christoph Keller

Rubrique ASM
Rubrik STV

Mitteilungen aus dem Vorstand

Anlässlich des Tonkünstlerfestes in Aarau stellen sich, gemäss den Statuten, der Präsident Martin Derungs und das Vorstandsmitglied Verena Bosshart zur Wiederwahl. Beide Kandidaten sind bereit, das Mandat für eine weitere Amtsperiode zu übernehmen. Weitere Vorschläge können dem Vorstand eingereicht werden oder an der Generalversammlung direkt vorgebracht werden.

In zwei längeren Sitzungen hat sich der Vorstand intensiv mit der finanziellen und administrativen Situation des Verbandes auseinandergesetzt. In Anbetracht der ständig wachsenden Aufgaben hat der Vorstand beschlossen, einen unabhängigen, professionellen Berater einzuschalten, welcher Vorschläge zu einer Restrukturierung des Sekretariats erarbeiten wird. Mit denselben Aufgaben wurde auch eine vor-

HANSJÖRG BENDEL
DIPL. ING. ETH

8700 KÜSNACHT, 28. März 1996
WEINMANNGASSE 110
TEL. 01-910 54 37

Herrn
Martin Derungs
Präsident des Schweizerischen Tonkünstlervereins
Bäckerstrasse 54
8004 Zürich

Musikzeitschrift "dissonanz" Nr. 47, Februar 96
Artikel "Cui bono? Präsentation des ersten Bandes der Schoeck-Gesamtausgabe"

Sehr geehrter Herr Derungs

Die Zeitschrift "dissonanz" dürfte wohl als offizielles Organ des Tonkünstlervereins betrachtet werden, woraus für mich folgt, dass Sie in Ihrer Eigenschaft als Präsident des Tonkünstlervereins an den Äusserungen der Zeitschrift interessiert sein müssen.

Den Artikel "cui bono" habe ich mit zunehmendem Befremden gelesen - mit Befremden nicht etwa deshalb, weil er Kritik enthält sondern infolge der Art und Weise, mit welcher er überhebliche Besserwisserei mit persönlichen Angriffen kombiniert, welche der Sachlichkeit entbehren und das "Niveau" übelster Boulevard-Zeitungen eher noch unterbieten.

Ich halte es nicht für angezeigt, mich auf eine Auseinandersetzung über Einzelheiten der Kritik einzulassen, einer Kritik übrigens, die durchaus zu einer vernünftigen Auseinandersetzung hätte führen können, wenn sich Herr Keller eines korrektsachlichen Tons befleissigt und nicht in so offensichtlich einseitiger Weise hätte informieren und inspirieren lassen, wie dies mehrere Passagen seines Aufsatzes deutlich machen.

Der Stil dieses Aufsatzes steht jedenfalls nicht in Einklang mit jenen Idealen, welche ansonsten im Reich der Musik als Leitstern gelten.

Mit freundlichen Grüßen

H. Bendel
Vize-Präsident der Othmar Schoeck-Gesellschaft